

Besprechungen

Thurnwald, Richard: *Aufbau und Sinn der Völkerwissenschaft*. (Abhandlungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Jahrgang 1947, Philosophisch-historische Klasse, Nr. 3.) Berlin 1948. Akademie-Verlag. 39 S.

Wenn eine modernere Wissenschaft es endlich dahin bringt, auch im Kreise der traditionell „akademischen“ Forschungen anerkannt zu werden, so liegt die Frage nahe, ob denn ihr Gegenstand so weit ab liegt von den lebendigen Interessen der Gegenwart, daß dies ohne Gefahr für die traditionelle Reserviertheit eines solchen Milieus geschehen kann. Läßt man die räumliche Entfernung des Forschungsobjektes als Äquivalent für „historische“ Distanz gelten, so hat es seinen guten Sinn, wenn auch die „Völkerwissenschaft“ in einem ihrer fruchtbarsten Vertreter nunmehr grundsätzlich Anerkennung findet. Ist man hingegen der Meinung, daß Objektivität der Methode nicht unbedingt auch Abseitigkeit des Forschungsgebietes verlangt und daß auch die Wissenschaften von der sozialen Wirklichkeit nicht darum allein schon aus dem Bereich der „strengen“ Wissenschaften ferngehalten werden sollten, weil ihr Objekt das jedermann am nächsten liegende Geschehen der Mitwelt ist, geht man vielleicht gar so weit, zu sagen, daß die Kraft einer wissenschaftlichen Methode sich gerade dort zu beweisen hat, wo es am schwierigsten ist, ihr treu zu bleiben, dann mag vielleicht auch die Frage ihre Berechtigung haben, welchen Sinn wir mit der Erforschung der Gesellungsformen „primitiver“ Völker verbinden können, deren Sein und Leben uns doch einigermaßen fernsteht. Jedenfalls glauben wir dies in der Regel, auch wenn erstaunliche Erfahrungen uns in Hinsicht der „kulturellen“ Erhabenheit des „modernen“ Lebens vielleicht zuweilen in dieser Überzeugung etwas unsicher machen könnten.

Thurnwald geht auf diese Frage nach dem „Sinn“ der Völkerwissenschaft nur insoweit ein, als er den Verdacht, diese stände wesensmäßig im Dienste der Kolonialinteressen, gewiß mit Recht zurückweist. Ob diese Wissenschaft sich allerdings in so hohem Maße entwickelt haben würde, wenn sie nicht gleichzeitig auch den Interessen der ihre Kolonien verwaltenden Großmächte nützlich sein könnte, ist eine andere Frage. Für uns Deutsche ist sie uninteressant. Gehen wir weiter zurück, so haben wir noch eine Reihe anderer Sinngebungen der Erforschung fremder „primitiver“ Völker zu bemerken. Ihre „gesellschaftlich“ wichtigste Leistung hat die Völkerwissenschaft (Ethnologie und Ethnographie) vollbracht, als sie sich zu eigentlicher wissenschaftlicher Methodik noch nicht entwickelt hatte, in der Zeit der Auf-

klärung, in der zuerst über den engeren Umkreis der christlich-europäischen Zivilisation hinaus vor allem durch die Fülle der Reiseberichte aus fremden Ländern ein generelles Gesellschaftsbewußtsein entwickelt und die Idee der „Menschheit“ konzipiert werden konnte. Eine wesentliche Hilfe hierfür bedeutete der Glaube, der „natürliche“ Mensch, den man in jenen „Primitiven“, die „doch bessere Menschen“ seien, finden zu können meinte, sei der eigentliche und wesenhaftere gegenüber dem „zivilisierten“. Dieser Glaube war es und ist es vielfach noch heute, der ein Interesse am Studium der fremden und fernen Völker weckt und wachhält. Daß er eine Illusion ist, hat nicht zuletzt gerade die objektive völkerwissenschaftliche Erkenntnis gezeigt. Denn der „Primitive“ lebt unter mindestens ebensoviel Konventionen und Zwängen wie der Europäer.

Von einer solchen „naturalistischen“ Grundauffassung der Menschen her vermag die Völkerwissenschaft also keine Sinngebung zu gewinnen. Gleichwohl zehrt von dieser Denkweise noch die von Thurnwald gestreifte Entwicklungstheorie, die in den Primitiven frühere Stadien eines gesamt menschheitlichen Werdeganges zu sehen meint. Auch diese aber ist nicht durchaus überzeugend, wenn man die „Sinn“-Frage stellt. Bedeutet es wirklich ein besseres Verstehen des Menschen und seines Schicksals, wenn man eine Fülle von Material begrifflich faßt, das frühere und fernere Formen des Menschseins von außen her beschreibend zusammenordnet? Kaum. Selbst dann, wenn man in immer willkürlicher Weise moderne Theorien der Psychologie und der Soziologie auf jenes Material anwendet, bleibt das Ergebnis problematisch. Denn immer liegt eine Verwechslung nahe, die von den „naturalistischen“ Denkweisen, auch wenn sie sich „psychologisch“ aufmachen, allzuleicht verschuldet wird: die Vertauschung der Frage des „Sinnes“ mit der nach dem Faktischen, das Unterstellen des „Früheren“ als des „Ursprünglicheren“, des „Natürlichen“ als des „Wesensgemäßen“. Wahrt die Forschung hingegen das Bewußtsein des Unterschiedes dieser beiden durchaus sinnverschiedenen Reihen, dann bleiben noch zwei andere Gefahren. Entweder wird das „Natürlichere“ als das „Realere“ und faktisch Wichtigere angesehen und das Sinnhafte und Wesenhafte des Menschen tritt ihm gegenüber zurück, oder aber es wird von einem dogmatisch vorausgesetzten letzten Sinn her das Vergangene oder ferner Liegende als dessen Vorform oder Vorstufe ausgelegt. Im ersteren Fall verliert der Betrachter das seine Existenz überhaupt erst zu einer menschlich sinnvollen machende Geistige aus dem Blick, im anderen verkennt er es, daß ein konkreter Zusammenhang, der die erstrebte Verbindung rechtfertigen könnte, meist nur sehr künstlich zu konstruieren oder zu unterstellen wäre. In keinem Fall aber wird so für die zu allererst notwendige und vordringlich „sinnvolle“ Erkenntnis der Existenz der aktuellen Kultur und Gesellschaft aus ihrem ursprünglichen Sinnzusammenhang und ihren echten Gestaltungsnotwendigkeiten, auch nach ihrem aufweisbaren „geschichtlichen“ Werden, ein überzeugender Erkenntnisgewinn zu erzielen sein.

So bleibt der Sinn der Völkerwissenschaft grundsätzlich begrenzt darauf, aus der allein sich selbst begreifenden und verstehenden Kulturgesellschaft heraus jene fernen und fremden Formen als Grenzfälle des Daseins und der Verstehbarkeit zu erforschen und darzustellen. Alle Begriffe und Erkenntnismittel entstammen der eigenen Wirklichkeit, und es kann nicht mehr erreicht werden, als daß sie im Streben nach Objektivität modifiziert und abgewandelt werden. Entweder es gelingt, die Geistes- und Lebenswelt des „Primitiven“ in dieser Weise in gewissem Umfang gedanklich im Zusammenhang zu sehen mit der aktuellen Kulturgesellschaft, und dann ergeben sich meist nicht sehr aufregende Feststellungen, oder aber dies gelingt nicht, und dann ist für „weltanschaulich“ verschiedenste Interpretationen von der Eingottdogmatik bis zum „historischen Materialismus“ ein weites Feld frei, nur daß der wissenschaftliche Charakter der sich ergebenden Theoreme um so fragwürdiger ist, je interessanter sie klingen und je verwendbarer sie für aktuelle Interessen sein mögen.

Die exakte und, so möchte man sagen, „positivistische“ Völkerforschung, wie sie in hervorragendem Maße von Thurnwald vertreten wird, vermeidet grundsätzlich die „weltanschaulichen“ Deutungen jeder Art. Sie nimmt es dafür in Kauf, daß die „Sinn“-Frage eigentlich unbeantwortet bleibt. Desto wertvoller ist alles, was an tatsächlichen Einsichten in dem Umfang erbracht werden kann, der dem modernen Menschen überhaupt ein Verständnis jener fernen Welten erlaubt. Der Nutzen, der dabei erwächst, ist um so größer, je nüchterner und sachlicher vorgegangen wird. Die Forschungsweise Thurnwalds, deren überreicher Ertrag in seinem großen Werk über die „Menschliche Gesellschaft“ (Berlin 1931–35, de Gruyter) vorliegt, ist an Sachlichkeit und vorsichtiger Zurückhaltung gegenüber allen eigenwilligen Deutungen und Interpretationen kaum zu übertreffen. Das zeigt auch der knappe und instruktive Aufriß der begrifflichen Ordnung, mit der er der Völkerwissenschaft einen gedanklichen „Aufbau“ geben will. Wenn es sich bei diesem Aufbau als unvermeidlich herausstellt, daß Begriffe aus der modernen Kulturgesellschaft verwandt werden, wie z. B. der des „aristokratischen Fürstentums“, dann ist eine solche Erweiterung des Geltungsbereichs soziologischer Denkformen so fundiert, daß wir hier wirklich einen Blick werfen können in gewisse Sozialstrukturen von zeit- und raumfreier Existenz. So erweitert sich unser Denken in die Auffassung von Grenzformen des Gesellschaftslebens hinein, auch wenn „primitivere“ Probleme, wie die der Nahrungsgewinnung, der Ackerbautechnik oder der Familienordnung naturgemäß im Vordergrund stehen. Vielleicht ist es künftiger Völkerforschung möglich, strukturelle Zusammenhänge über die einzelnen gesellschaftlichen Fakten hinaus zu einer „Theorie“ zu entwickeln. Gegenwärtig ist die weise Beschränkung, mit der Thurnwald seine Begriffe faßt, gerade das, was seine Darlegungen so ungemein instruktiv macht. Da Thurnwald seine Darstellung außerordentlich konzentriert, ist es nicht möglich, seine Ergebnisse in knapperer Fassung zu geben, als er sie bietet.

Es mögen lediglich einige Bemerkungen herausgegriffen werden, die die Darstellung Thurnwalds charakterisieren. Im Gegensatz zu der Zeit überschwänglicher „Geistes“-Wissenschaftlichkeit sind wir heute für die simpleren Notwendigkeiten des Daseins aufgeschlossener. So verstehen wir es gut, wenn Thurnwald erklärt, das „Wichtigste“ sei „unzweifelhaft die Erhaltung des Lebens und damit dessen, was wirklich oder vermutlich ihr dient“ (S. 10). Das darf natürlich nicht bedeuten, daß die Formen des Nahrungserwerbs und der Wirtschaft die schlechthin und durchgängig das gesellschaftliche Leben in seinen Formen und Verläufen bedingenden Notwendigkeiten darstellten. Der „Primitive“ vermag seiner „Religion“ nicht minder „irrational“ und rücksichtslos gegenüber Leben und wirtschaftlicher Vernunft zu dienen, als der moderne Mensch, wenn er irgendeinem „Ismus“ zuliebe die „primitivsten“ Erfordernisse der Praxis zu opfern doch schließlich jederzeit bereit ist. Bei der Darstellung der „Wildbeuter“, der „pfléglichen Nahrungsgewinnung“ (Herden- und Pflanzenzucht) und des eigentlichen „Pflanzertums“ zeigt sich, wie schwierig es ist, das Gesellschaftsleben von einem seiner Motive her konkret zu durchdenken. Weil Thurnwald es mit gutem Grund vermeidet, „Systeme“ aus einem der besonderen Motive her zu entwickeln, muß er immer wieder in andere Gesellungsformen und Motivzusammenhänge, der Familiengestaltung und der Herrschaft z. B., hineingreifen, um ein plastischeres Bild von den besonderen Kulturformen zu geben, die sich mit den Weisen des Nahrungserwerbs verbinden. Auch religiöse Motive spielen stark mit hinein: „Das vergeudende Töten von Jagdtieren steht häufig unter religiösem Verbot, ebenso wie die Vergeudung von Nutzpflanzen. Man wird an die Einrichtung von Totemzentren erinnert, wie sie sich bei australischen Stämmen finden und die eine primitive Variante von Naturschutzparks darstellen“ (S. 13). Diese Feststellung macht es deutlich, was oben bemerkt wurde, daß es immer die aktuell vertrauten Denkweisen sind, von denen her das „primitive“ Leben verständlich wird, und es entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, wenn das primitive Leben bereits jene Form der gesellschaftlichen Isolierung kennt, innerhalb deren zu verkommen der „zivilisierte“ Mensch es später zwingt, den „Naturschutzpark“. Etwas von dem „besseren Wilden“ klingt dagegen an, wenn Thurnwald fortfährt: „Im sogenannten ‚Wilden‘ lebt und viel mehr heiliger Respekt vor dem Leben und den es erfüllenden und bewegenden Kräften als im sogenannten ‚Kulturmenschen‘ mit seinem Rationalismus.“ Für den Überlebenden zweier Weltkriege, dem Diskussionen um einen möglichen dritten mit Atomwaffen schon eine gewohnte Sache sind, bedeutet eine solche Feststellung freilich keine Überraschung.

Allgemeinere Gesetzmäßigkeiten des Zusammenlebens treten im Verhältnis der Geschlechter zueinander und zu den Grunderfordernissen des Zusammenlebens hervor. „Je wichtiger“ die Eigenschaften des Wagemutes und der größeren Beweglichkeit „für die Lebensführung des Klans sind, desto größer der männliche Einfluß und die Beachtung

der väterlichen Abstammung“ (S. 15). Mit der wachsenden Bedeutung der Aufgaben des Pflanzers wird die Stellung der Frau gestärkt. Die Nachfolge wird dann in den Klans häufig nach der Mutter berechnet, jedoch „darf Mutterfolge und Fruchtbarkeitskult nicht mit Mutterherrschaft, Matriarchat, zusammengeworfen werden“, wie dies bei unkritischer Übernahme der Forschungsergebnisse von Bachofen zuweilen zu verzeichnen war (S. 15). Allgemein gilt: „Die Frauen verstehen sich im Haushalt und sonst (!) den Männern gegenüber erfolgreich besonders in der Wirtschaft durchzusetzen, gerade so wie die Männer politisch gewöhnlich den Ausschlag geben“ (S. 16). Überraschend ist diese Feststellung nicht, und was das „Politische“ angeht, so würde es weniger entmutigend sein, wenn man wenigstens bei Völkern von „primitiver“ Vernunft der weiblichen Nüchternheit und Lebenstreue einen stärkeren Einfluß eingeräumt finden könnte. Aber dann würde das „primitive“ Leben wohl auch weniger grausam und „politisch“ widersinnig sein, als es sich manchmal darstellt. Hier wenigstens könnte die „Kultur“ vielleicht eines Tages einen „höheren“ Zustand herbeiführen.

Wir folgen den instruktiven Darlegungen des Autors nicht weiter. Der Leser möge sich angeregt sehen, die knappe und inhaltreiche Darstellung selbst zu studieren. Die methodische Einstellung Thurnwalds faßt sich nochmals zusammen, wenn er die verschiedenen „Berührungsvorgänge“ auf ihren typischen Charakter hin prüft: „Man darf sich nicht gegen die Tatsache verschließen, daß eine Unzahl von S o n d e r f ä l l e n vorliegt, von denen die charakteristischen Vorgänge abstrahiert werden müssen, um einen Überblick zu ermöglichen. Die Typen sind nicht wie transzendente ‚Ideen‘ zu behandeln, die starr und unwandelbar existieren, sondern als jederzeit auf Grund neuer Ereignisse verbesserte Z u s a m m e n f a s s u n g e n. So sind die Typen der Wildbeuter, Pflanzler oder Hirten von einer Menge konkreter und untereinander oft stark variierender Fälle, von Klans und Stämmen abgezogen, die ihrerseits Veränderungen unterliegen oder unterlegen haben“ (S. 21).

W e r n e r Z i e g e n f u ß - B e r l i n

S e r i n g , P a u l : *Jenseits des Kapitalismus*. Ein Beitrag zur sozialistischen Neuorientierung. 3. Aufl. Nürnberg 1948. Nest-Verlag. 276 S.

Der pseudonym zeichnende Verfasser, der als junger Sozialist nach 1933 in die Emigration ging und später dort das vorliegende Buch schrieb (siehe S. 276), hat eine sehr zu würdigende Mission übernommen: er will insbesondere die deutschen Sozialisten sich in einer veränderten Welt „zurechtzufinden“ helfen und vor allem der Jugend vom demokratischen Sozialismus ein „erstes Bild“ zeichnen (S. 5). Der prophetische Haupttitel des Buches („Jenseits des Kapitalismus“) ist sicher geeignet, in mehr als einer Hinsicht werbend zu wirken. Aber er ist, stofflich gesehen, zu eng gewählt; denn dieses Thema wird – in einem besonderen Kapitel – bloß auf elf Seiten behandelt. Vielleicht hätte der Titel, dem Inhalt des Buches entsprechend, besser „Vom

Hegelschen Weltgeist zum großräumlichen Weltplan“ lauten können. Wir haben es hier mit einer mehr populärwissenschaftlichen Veröffentlichung und einer sehr gedankenanstregenden Schreibweise zu tun. Es ist schwierig, vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus eine derart problemhaltige, zusammengedrückte Totalbetrachtung sachgemäß zu besprechen. Die Rezension soll darum an einige Hauptpunkte des Verfahrens des Verfassers anknüpfen und zu einigen wesentlichen Ergebnissen seiner Darlegungen kurz Stellung nehmen. Sering glaubt, mit der Veröffentlichung die „Begriffsverwirrung“ überwunden und die „Grundlagen“ für eine „Neubestimmung“ der sozialistischen Aufgabe erarbeitet zu haben (S. 7). Das ist aber nur in gewissem Maße der Fall.

Gleich eingangs (S. 7) wird, ein Zentralproblem vorwegnehmend, die „Planung“ schlechtweg als „Verbesserung der Wirtschaftsorganisation“ bezeichnet. Diese Formulierung wird einem sachlogischen Begriff der modernen Planung, der allgemein für sämtliche Lebensgebiete als rationales, systematisches Disponieren und speziell für den ökonomischen Bereich als rational ordnende Bewirtschaftung der Kräfte und Mittel zu definieren wäre, nicht völlig gerecht, was sich auch an anderer Stelle bemerkbar macht. Zunächst weist aber auch die Schilderung der geistesgeschichtlichen Entwicklung und Systeme Unebenheiten auf. So vergißt der Verfasser zu Beginn bei der Nebeneinanderstellung von „materialistischer Geschichtsauffassung auf der einen“ und „wissenschaftlichem Sozialismus auf der anderen Seite“ (S. 15) zu sagen, daß für Marx gerade jene Geschichtsauffassung die wissenschaftliche Grundeinstellung des Sozialismus war. Das kann zu Mißverständnissen führen, obwohl im weiteren (S. 20/21), jedoch nur knapp, die materialistische Geschichtsbetrachtung als Erklärungsmethode des wissenschaftlichen Sozialismus erwähnt wird.

Ohne Zweifel sind die damit verbundenen Ausführungen (S. 21–24) über historische „Notwendigkeit“ und „Alternativen“ sowie über theoretischen „Dogmatismus“ zum Teil treffend und nützlich. Vor allem jedoch ist das „neue Problem“ (S. 25) nicht restlos erfaßt. Es muß auch die Rolle des Geistes, der gleichfalls eine „Bedingung“ und einen „Faktor“ darstellt, noch anders und stärker gesehen werden. Denn es entwickelte sich (auf der Marxschen Denkbasis und in der fortschreitenden Realität) die materiell bedingte Anschauung – auf Grund ihres dialektischen Charakters – zu einer ideell wirkenden, nämlich in Gestalt eines modernen, wirklichkeitsverbundenen Planes. Die Rolle der Ideen und Ideensysteme erhielt ebenfalls im Bereiche des sozialistischen Denkens und Handelns sowohl relativ-stationär als auch progressiv-dynamisch erhebliche Bedeutung für den alltäglichen und geschichtlichen Verlauf. Hiermit verknüpft ist eben die zunehmende sozialistische Planung, in erster Linie auf dem Gebiete des Bildungswesens. Darin zeigt sich der universale Charakter des neuen sozialistischen Problems. Denn die Wandlung begann, als Bestandteil eines kontinuierlichen Prozesses erkannt, keineswegs erst in der Gegenwart, und zwar weil die „Verwirklichung“ des Sozialismus, genau und konkret

betrachtet, kein Prozeß ist, der erst nach einer großen Katastrophe einsetzt. Dieser Ansicht kommen die Seringschen Ausführungen allerdings an anderer Stelle nahe (S. 50/51), an der er die herkömmliche fortschreitende Sozialpolitik als „nicht-kapitalistisches Prinzip“ bezeichnet. Das wurde in klassischer Weise vor 20 Jahren von Eduard Heimann herausgearbeitet. Nun hat sich ja, in diesem Zusammenhange gesehen, neuerdings die Problemstellung des Sozialismus tatsächlich verschoben, vor allem im deutschen Raum. Wie für den Kapitalismus, so ist auch für den Sozialismus gegenüber dem Besitz an materiellen Produktionsmitteln entscheidender geworden die Verfügung über geistige Organisationsmittel – ein dialektischer Zug in der sozialwirtschaftlichen Entwicklung, den die wissenschaftlichen Begründer des Sozialismus im Ansatz sahen, sofern sie darauf hindeuteten, daß die modernen Menschen ihre „Geschichte“ mehr als bisher mit rationalem „Bewußtsein“ machen würden. Und das inzwischen neugestellte Problem ist – insbesondere im Hinblick auf die ungewöhnliche materielle institutionelle Trümmerwelt – gerade für den deutschen Menschen, auch für den Sozialisten, die Entfaltung des immerhin noch ausreichend vorhandenen Bestandes an geistiger Kraft sowie, bei Nutzung modernerer Erfahrungen und Erkenntnisse, die Ermittlung gesamtgesellschaftlicher optimaler Planungsprinzipien. Die wahrhaft neue Fragestellung der Gegenwart ist so in großem Umfange und allgemein die aus dem veränderten organisatorischen Verhältnis von Zwang und Freiheit sich ergebende, vornehmlich auf sozialökonomischem Felde. Ob diese Verschiebung und Pointierung in der gesellschaftlichen Lebensgestaltung einen längeren Zeitabschnitt betrifft oder nur, historisch notwendig, einer umfassenden und entscheidenden Besinnung auf die höheren Aufgaben der Menschheit dient, ist noch nicht bestimmt vorauszusagen.

Unter diesem Blickwinkel erscheint auch der von Sering mit Recht (S. 29/30) hervorgehobene „Zwang zur Investition“ als ökonomisches Bewegungsgesetz des Kapitalismus, der ja von Anbeginn unter dem Gesetz des Zwanges zum Wettbewerb (Konkurrenz) und zur Planung gestanden hat. Die „private Planung“ macht sich keinesfalls erst mit dem Aufkommen der speziellen monopolistischen oder monopolähnlichen Organisationen notwendig, wie S. (S. 36 u. 38/39) meint. Das ist selbst bei Karl Marx ersichtlich. Wenn man aber die private Planung im monopolistisch orientierten Kapitalismus sieht, kann man (S. 38) schwerlich vom „ungeplanten Monopolkapitalismus“ sprechen. Der Verfasser hebt ferner bei der von ihm weitgehend vertretenen Zwangsläufigkeit nicht genügend hervor, daß im Sinne des wissenschaftlichen Sozialismus die Investition innerhalb der industriekapitalistischen Ordnung die historisch-wirtschaftliche Aufgabe hat, gesellschaftliche „Produktivkräfte“ und „Produktionsbedingungen“ zu entfalten, „welche allein die reale Basis einer höheren Gesellschaftsform bilden können, deren Grundprinzip die volle und freie Entwicklung jedes Individuums ist“ (Marx). Daß in Verbindung mit der Frage der Investition das Risiko erörtert wird, ist zweifellos mit aufschlußgebend für die Ent-

faltungsart der kapitalistischen Wirtschaft. Es läßt sich aber kaum (S. 32) ohne weiteres sagen, daß das Risiko eine bloße „Widerspiegelung der objektiven Bewegungsgesetze des Kapitalismus im Kopfe“ des Unternehmers sei. Sonst wäre ja die gleichsam dialektische Hinwendung zur Schaffung besonderer risikoregulierender Organisationen, der (S. 34/35) erörterten „Monopole“, unmöglich und unverständlich. Es handelt sich vielmehr um eine entgegengesetzte subjektiv-psychische Reaktion auf eine gegebene objektiv-soziale Determination zwecks Herbeiführung einer anderen Situation. Und zu bemerken ist ausdrücklich, daß die (S. 34 u. 37) erwähnten „Investitionshemmungen“ keinesfalls schlechthin eine gewisse Entartung der industriekapitalistischen Wirtschaftspolitik zu sein brauchen, sondern auch der normale Ausdruck einer vorsichtigen Planung der Kapitalanlage und des Risikos sind. Im Zusammenhange damit wie im Hinblick auf die Lage „jenseits“ des kapitalistischen Systems wäre nachdrücklicher zu betonen gewesen, daß die Investition eine Grundbedingung sowie ihre Planung eine zentrale Frage jeder modernen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung sein wird. Sering weist wohl (S. 259) ausführlicher darauf hin, daß die volkswirtschaftliche Problematik der Kapitalanlage erneut in eigener Weise J. M. Keynes aufgegriffen hatte; aber die aktuellere Bedeutung von dessen Theorie liegt nicht nur in der Aufzeigung des funktionalen Verhältnisses von Kapitalanlage und Arbeiterbeschäftigung, vielmehr auch in der zu ziehenden Folgerung, daß Investitionsplanung zugleich Beschäftigungsplanung bedeutet.

Jene Problematik kommt eingehender in den eindrucksvollen Kern-darlegungen über „Plankapitalismus“ (4. Kapitel) und über „Sozialistische Planung“ (7. Kapitel) theoretisch zur Geltung. Ob es angebracht war, an Stelle des Begriffs Staatskapitalismus die vom Verfasser geprägte Bezeichnung Plankapitalismus zu verwenden (siehe auch S. 264), muß bezweifelt werden; denn die von ihm lediglich als staatskapitalistisch bezeichneten herkömmlichen „Staatsbetriebe“ verkörpern bloß einen Ansatz von Staatskapitalismus, keineswegs diesen überhaupt; zudem hatten diese Betriebe teilweise auch eine grundsätzlich gemeinnützige Orientierung. Entscheidend beim entwickelten Staatskapitalismus ist jedoch die übergeordnete staatliche Wirtschaftsplanung (kapitalistische Planwirtschaft als besondere zentralistische Art der kapitalistischen Wirtschaftsplanung) in den der autoritären Staatsleitung für das Staatsganze wichtig erscheinenden Fragen. Richtig ist zwar der Hinweis (S. 89), daß jede kapitalistische Planwirtschaft auf einen „übergeordneten Zweck“ ausgerichtet ist. Jedoch muß eben hinzugefügt werden, daß dessen Setzung und Erreichung von einer autoritären Staatsleitung für das Staatsganze als notwendig erachtet wird. Außerdem ist es auch eine begriffliche und sachliche Ungenauigkeit, soweit (S. 90) als Kennzeichen „aller“ Planung die „Entscheidung des Staates“ und „Unterordnung aller einzelnen Maßnahmen“ sowie als Merkmal der „kapitalistischen“ Planung die „Verwendung von staatlichen Investitionen oder staatlicher Kaufkraftverteilung“ zur „An-

kurbelung der privaten Investitionen“, deren „Profit die entscheidende Triebkraft“ bleibt, genannt wird. Damit ist im ersten Falle nicht auch die private, im zweiten Falle bloß ein Teil der privaten kapitalistischen Planung hervorgehoben. Und die Feststellung (S. 180), sozialistische Planung erstrebe keine Wirtschaftlichkeit „an sich“, sondern eine solche im Hinblick auf einen „gegebenen Zweck“, dient ebenfalls nur bedingt einer klaren Abgrenzung, obgleich vorher die allgemeine Wohlstandshebung als Zweck genannt ist. Darüber hinaus geht es angesichts des Bekenntnisses zur „echten wissenschaftlichen Arbeit“ (S. 258^f) schwerlich an, daß (S. 178) die Hebung im allgemeinen Wohlstand im Rahmen der „freien kapitalistischen Entwicklung in den fortgeschrittenen Ländern“ weitgehend zum „Nebenprodukt“ erklärt wird. Und inwiefern der sogenannte Plankapitalismus, wie es (S. 208) heißt, seiner Natur nach über sich selbst hinaus weist, müßte konkreter begründet werden.

Nützlich für das Verständnis der neueren Entwicklung ist die Schilderung der Verschiebung in den Funktionen der Kapitaleigentümer und Unternehmer (S. 40 f.). Diese hatte bereits Karl Renner vor 25 Jahren analytisch beschrieben. Der interessanten J. Burnhamschen Deutung, die auch Sering (S. 260–262) besonders würdigend heranzieht, kommt gewiß das Verdienst zu, für die neueste Zeit die Hinwendung des Industriekapitalismus zum Manager-System in besonderer Art dargestellt zu haben. Jedoch sieht Burnham diesen Prozeß vielleicht etwas zu einseitig; ihm scheint zu entgehen, daß die neuen maßgeblichen staatlichen Wirtschaftsdirektoren zugleich bestimmte Eigentümer sind: nämlich in der staatlichen Planungsmacht die Verfügungsgewalt über eine neue Eigentumsart, über zentralistisch zusammengefaßtes geistig-organisatorisches Eigentum besitzen, das gegenüber dem materiellen Produktionseigentum zunehmend entscheidend wird. Hier ist eine eigenartige Problematik gegeben, was bisher nicht recht erkannt wurde. Darauf nimmt, trotz der Abgrenzung gegen Burnham, auch Sering nicht näher Bezug. Mehr unter diesem Blickpunkt hätte auch in dem (8.) Kapitel „Jenseits des Kapitalismus“ (S. 203 f.) die veränderte Wirtschaftshierarchie und ihre Kontrollmöglichkeit dargestellt werden können. Das wäre den besonderen national- und weltpolitischen Betrachtungen des Buches gleichfalls zugute gekommen. Bei der Behandlung der bedeutsamen Frage der demokratischen Kontrolle der Planung (S. 172 f.) wäre schließlich auch zu erwägen, wieso eine „Marktwirtschaft“ mit verteilten kleineren Machtpositionen weniger erfolgreich zu kontrollieren sein würde als eine „Staatwirtschaft“ mit einem einzigen großen Machtzentrum.

Das Buch, das im Rahmen dieser Besprechung nicht voll gewürdigt werden kann, enthält am Schluß (S. 258 f.) sehr beachtenswerte, sich insbesondere auf englische und amerikanische Literatur beziehende Hinweise sowie erläuternde Ergänzungen zum Text. Es ist als ein kühner, gedankenvoller Versuch anzusprechen, der vornehmlich geeignet ist, die wissenschaftliche Diskussion und das Alltagsdenken

zu beleben. Angesichts der Tatsache, daß die Veröffentlichung „in relativ kurzer Frist und in der Freizeit fertiggestellt“ wurde (siehe S. 258), muß dieselbe als eine außergewöhnliche schriftstellerische Leistung anerkannt werden. Hermann Mönch-Berlin

Weddigen, Walter: *Theoretische Volkswirtschaftslehre als System der Wirtschaftstheorie*. Meisenheim am Glan 1948. Westkultur Verlag Anton Hain. 286 S.

Das vorliegende, sehr eindringlich und mit bemerkenswert logischer Konsequenz geschriebene Lehrbuch Weddigen ist aus einer Neubearbeitung und Weiterführung der zweiten Auflage seines „Grundrisses der Wirtschaftstheorie“ (1. Aufl. Jena, Gustav Fischer, 1934) hervorgegangen und fußt letztlich auf der 1927 erschienenen „Theorie des Ertrages“. Seinen theoretischen Standpunkt bezeichnet der Verfasser selbst als teleologisch und organisch, beide Prinzipien sorgfältig begründend. Er ist systematisch vor allem dadurch charakterisiert, daß im Gegensatz zu anderen Darstellungen der Ertragsgedanke in den Vordergrund gerückt wird und so die Ertragstheorie im produktions-technischen Sinne durchaus den Vorrang vor der Verteilungstheorie behauptet. Ertrags- und Verteilungstheorie bilden die beiden Kernstücke dieser Wirtschaftstheorie, die bewußt mehr systematisch als problematisch verfährt. Für den Anfänger wertvoll sind die eingestreuten dogmenkritischen Ausführungen und die sorgfältig ausgewählten Literaturangaben.

Die Achillesferse der Darstellung bildete naturgemäß die Auseinandersetzung mit den Ordnungsformen der Wirtschaft, insbesondere also das Kapitel über „Die Lenkung der Volkswirtschaft“ und damit die Behandlung des Individual- und des Kollektivprinzips. Der Verfasser ist hier mit großem Bedacht vorgegangen und hat sich desjenigen Verfahrens bedient, das seinerzeit Adolph Wagner sowohl in seiner „Grundlegung der politischen Ökonomie“ als auch in seiner Finanzwissenschaft so gerne handhabte, nämlich sorgfältig abwägend Vorteile und Nachteile beider in Frage stehender Phänomene einander gegenüberzustellen. In ähnlicher Weise hat Weddigen die Produktivitätsnachteile und -vorteile der beiden polar einander gegenüberstehenden Ordnungsformen (Wirtschaftsfreiheit und Wirtschaftsbindung) punktweise aufgezählt, um so nach Möglichkeit beiden Seiten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und die wissenschaftlichen Gesichtspunkte ungeachtet der politischen Belastung der Problematik voll zur Geltung zu bringen.

Der Rahmen der Verteilungstheorie ist so weit gespannt, daß er auch eine verhältnismäßig ausführliche Darstellung der Geldlehre und ein Kapitel „Konjunktur und Krise“ umfaßt. Zum Schluß betont der Verfasser nochmals die „Rückverbundenheit mit der Ertragstheorie“ und präzisiert seine Betrachtungsweise mit aner kennenswerter Offenheit, wenn er sagt: „Das theoretische Wissen von der Wirtschaft läßt sich mit der Übersichtlichkeit einer folgerichtigen Systematik einheit-

lich begreifbar auf wenige Grunderkenntnisse von zeitlos allgemeiner Geltung zurückführen“, damit zugleich jedoch der Kritik von seiten einer historischen und mehr sozial ausgerichteten Grundanschauung die Bahn freigebend.
Friedrich Bülow-Berlin

Grottian, Walter: *Die Krise der deutschen und europäischen Holzversorgung*. (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung. Sonderhefte, Neue Folge, Heft 1). Berlin 1948. Verlag Duncker und Humblot. 50 S.

Wer heute Probleme der Waldbewirtschaftung und Holzversorgung behandelt, der rührt an einen Fragenkomplex, der uns Deutsche ganz besonders betrifft. Denn wer wollte bezweifeln, daß wir nicht nur aus wirtschaftlichen, sondern auch und vornehmlich aus außerwirtschaftlichen Gründen ein ganz besonders nahes Verhältnis zum Walde haben? In der vorliegenden Schrift geht es vor allem um die nüchterne Behandlung der Holzkrise, in die wir auf Grund der Entwicklung der letzten Jahrzehnte geraten sind. Man muß vorbehaltlos anerkennen, daß der Verfasser die mit alledem zusammenhängenden Fragen auf Grund des vorliegenden Zahlen- und sonstigen Tatsachenmaterials mit aller nur wünschenswerten Sorgfalt und Vorsicht behandelt, aber auch mit seinen Bedenken nicht hinter dem Berge hält, wobei die Berücksichtigung der volkswirtschaftlichen, insbesondere landwirtschaftlichen und klimatischen sowie sonstigen Folgen einer Fortsetzung des eingetretenen Waldraubbaus sehr verdienstvoll ist. Im Mittelpunkt der Behandlung der Holzversorgungsfragen stehen die „Wandlungen in der europäischen Holzwirtschaft“, die speziell russisches Material verwenden. Der Abschluß der Betrachtungen sucht „Auswege aus der Krise“ zu präsentieren, kann aber den Unterton schwerer Sorge nicht unterdrücken.
Friedrich Bülow-Berlin

Niehaus, Heinrich: *Der Bauer in der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung*. Versuch einer agrarpolitischen Orientierung. (Agrarwissenschaft und Agrarpolitik, Heft 12). Köln und Opladen 1948, Westdeutscher Verlag. 70 Seiten.

Die Neuorientierung auf dem Gebiete der Agrarpolitik und bäuerlichen Welt erhält in der vorliegenden Schrift des Bonner Fachvertreters, die ein Abdruck aus der Festschrift für Minister Hermes ist, eine sehr besonnene und klärende Darstellung, die um so wertvoller ist, als es sich ja nach den vielerlei Verirrungen der letzten Jahrzehnte darum handelte, wieder an die gesicherten Traditionen einer Agrarwissenschaft anzuknüpfen, wie sie durch die Namen Friedrich Aereboe und Max Sering gekennzeichnet ist. In diesem Sinne setzt der Verfasser seine Betrachtung bei der Kategorie des Einkommens ein und rollt von ihr aus die volkswirtschaftliche Problematik der sozialen Stellung des Bauern auf. Und wenn auch nur wenig Namen genannt werden, so weiß doch der Kenner, daß auf diesen Seiten mit manchem

Schlagwort und manchem Gegner abgerechnet und mit vollem Bedacht auf eine nüchtern-reale Schau der landwirtschaftlichen Dinge abgezielt wird. Das Ergebnis der Einkommensanalyse lautet, daß es den Bauern weder in der besonderen Form der Marktwirtschaft der Jahre vor der großen Weltwirtschaftskrise noch in den Jahren der agrarischen Planwirtschaft nachher gelungen ist, eine paritätische Einkommensverteilung mit sozial vergleichbaren Gruppen in der Stadt zu erreichen. Die Problemkreise, die für die historische Betrachtung herausgegriffen werden, sind: der Markt, die Technik und die Gesellschaft, weil sie die bestimmenden Faktoren des bäuerlichen Schicksals in den letzten anderthalb Jahrhunderten gewesen sind. Die diesen Fragen gewidmeten vier Abschnitte („Die Landwirtschaft im Preisbildungsprozeß“, „Bauernwirtschaft und Technik“, „Das Verhalten des Bauern in der bürgerlichen Gesellschaft“, „Das Verhalten des Bauern in der Plan- und Zwangswirtschaft“) stellen hinsichtlich der gedanklichen Konzentration und der Bündigkeit der Schlußfolgerungen einen „Versuch der agrarpolitischen Orientierung“ dar, der wohlthuend von dem Phrasenschwall vergangener Jahre absticht und dazu angetan ist, das Fundament einer neuen Betrachtung des Bauernproblems zu bilden. Der auf alledem aufbauende Abschnitt über „Die Problematik der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung“ führt mitten in die sozialphilosophische Problematik der Gegenwart hinein und setzt sich in stetem Hinblick auf das Bauerntum mit den entscheidenden Fragen der Marktwirtschaft und der Planwirtschaft auseinander, wobei die aktuellste Literatur Berücksichtigung findet. Den Abschluß bildet eine Orientierung über die konkreten Tatsachen und die sich aus ihnen ergebenden Folgerungen für die deutsche Agrarpolitik. „Die Frage der zweckmäßigsten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, die theoretisch vieldeutig ist, erhält durch die Tatsachen ihre eindeutige Bestimmtheit. Die Wertbilanz der Freiheiten und Sicherheiten steht für den Bauern auf Freiheit.“

Friedrich Bülow - Berlin

Wissmann, Karl: *Wesen und Werden der Konsumgenossenschaften*. (Bücher zur Volksbildung.) Meisenheim am Glan 1948. Westkultur-Verlag Anton Hain. 94 S.

Den Ausgangspunkt seiner Darlegungen faßt der Verfasser unter dem Abschnitt „Die alten Spuren in England“ (S. 11 ff.) zusammen, wo er die Ansichten von Th. Morus, den Quäkern, R. Owen, W. King schlagwortartig umreißt, ohne allerdings die Unterschiede der Auffassungen dieser Autoren auch nur andeutungsweise herauszustellen, denn sonst hätte Th. Morus in dieser Aufzählung „genossenschaftlicher Vorläufer“ so ohne weiteres keinen Platz finden können. Ohne inneren Zusammenhang wird dann von den ersten Konsum- und Produktivgenossenschaften und anschließend von den Chartisten und G. J. Holyoake gesprochen.

Den breitesten Teil der Schrift nimmt nachfolgend die Geschichte der Rochdaler Genossenschaft der redlichen Pioniere (S. 18 ff.) ein,

wobei der Verfasser davon spricht, daß der Genossenschaftsladen in Rochdale, das Geburtshaus der modernen Konsumgenossenschaften, ein Museum der Erinnerungen geworden sei, um dann hinzuzufügen: „Kein Sozialist und freiheitsliebender Mensch hat diese Stätte jemals verlassen, ohne ein Träger der Idee und ein Kämpfer ihrer Größe geworden zu sein.“ (S. 22.) Ähnlich wird auch an vielen anderen Stellen formuliert – und man ist verstimmt. Denn dem Titel nach hätte vermutet werden können, daß es sich bei dieser Schrift, wenn nicht gerade um eine wissenschaftliche, so doch um eine solide und saubere allgemeinverständliche Abhandlung (Buch zur Volksbildung!) handeln müsse. Aber es ist ein thesenartig aufgebautes Bekenntnisbuch mit zahlreichen propagandistischen Einschlägen. Das ist sehr abträglich, vor allem auch für den Gedanken der Konsumgenossenschaften selbst, der so dringend einer soziologischen und ökonomischen Untersuchung in seiner Bedeutung für die Gegenwart bedarf. Dabei soll keineswegs der soziale Wert der Konsumgenossenschaften übersehen werden, keineswegs auch ihre sozialistischen Funktionen, die sie hatten und zweifellos haben. Aber nicht in der Art, daß bloße Glaubensbekenntnisse abgegeben werden.

Zwar wird auch von der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Rochdaler Systems (S. 30 ff.) gesprochen, doch lediglich von der Rückvergütung und den Rücklagen, und zwar vorwiegend mit den Worten von Faucherre und Munding. Das kann aber nicht genügen, gerade dann nicht, wenn die Prinzipien der Rochdaler Pioniere als „ewige Vorbilder“ bezeichnet werden (vgl. S. 42).

Ein weiterer Abschnitt „Die deutschen Konsumgenossenschaften“ (S. 44 ff.), insbesondere ihre Vorgeschichte, fällt knapp aus, denn abgesehen von den Hinweisen auf die Maßnahmen der Gegner der Konsumgenossenschaftsbewegung (z. B. Rabattsparevereine) bleibt die Darlegung bei allgemeinen Feststellungen, wie etwa: „Sinnvolle Volkswirtschaft! Darin liegt einer gesunden Volkswirtschaft tiefster Sinn, daß das schaffende Volk Ziel und Zweck der Wirtschaft bestimmt.“ (S. 51. – beim Verf. im Fettdruck). Sicherlich ist das ehrlich gemeint, aber es fehlt die harte und nüchterne Begründung, wie solche Auffassungen unter Einsatz der Konsumgenossenschaften verwirklicht werden können. Und darauf kommt es schließlich an, auch wenn die Hinweise auf die genossenschaftliche Erziehung und die Verwaltung der Konsumgenossenschaften darüber gewisse Vorstellungen zu vermitteln vermögen.

Die Ausführungen des Verfassers enden mit einer Darstellung der Blütezeit und des Abstiegs der deutschen Konsumgenossenschaften. Dieser Abschnitt schließt im wesentlichen mit dem Jahr 1933. Es folgt „Der Leidensweg unter Hitler“ (S. 61 ff.), dargestellt nicht von K. Wissmann, der während der Drucklegung der Schrift verstorben ist, sondern von einem anonymen Autor (vgl. dazu S. 9). Zweifellos werden die nur knappen Andeutungen von K. Wissmann über die Zeit von 1933 bis 1945 ergänzt, jedoch befeißigt sich der anonyme Autor eines Stiles, der viele sachlich richtige Erkenntnisse durch unsachliche Ausdrücke

in Frage stellt. Eine Darstellung der konsumgenossenschaftlichen Entwicklung in der nationalsozialistischen Zeit ist gerade heute wichtig – sie liegt übrigens als ungedruckte Dissertation vor –, aber sie darf nicht in billige Polemik verfallen, wenn sie den Kern der damaligen Vorgänge treffen will, die für die Konsumgenossenschaften gewiß einen erbitterten Kampf bedeuteten, der so entscheidend war, daß er gerade in der Gegenwart in aller Klarheit, aber auch in aller Objektivität gewürdigt werden sollte.

Zum Schluß (S. 79 ff.) scheint K. Wissmann noch einmal zu Worte zu kommen, wenn von dem Verhältnis der Gewerkschaften zu den Konsumgenossenschaften und vom internationalen Zusammenwirken der Konsumgenossenschaften gesprochen wird.

Der Anhang (zusammengestellt von J. Becher-Göttingen) bringt Daten aus der Geschichte der deutschen Konsumvereine, veraltete und schlecht aufbereitete Statistiken und eine knappe Bibliographie.

H. G. S c h a c h t s c h a b e l - Marburg (Lahn)

Z i e g e n f u ß , W e r n e r : *Die Genossenschaften*. (Lebendige Soziologie. Schriften und Texte zum Studium der modernen Gesellschaft und der Gesellschaftslehre, herausg. v. W. Ziegenfuß.) Berlin 1948. Verlag Walter de Gruyter & Co. 144 S.

Aus der Einleitung ist zu entnehmen, daß sie ein Stück „Soziologie der Wirtschaft“ bieten soll. Das hierbei verfolgte Vorgehen, in Ergänzung soziologischer Schauweise gesellschaftliche Strukturen und Abläufe „auch vom Menschen her“ zu betrachten und zu beurteilen (S. 9), verdient ernste Aufmerksamkeit. Aus methodologischen Gründen müßte aber besonders gesagt werden, daß so die Erfassung der Art des Sozialmenschlichen mit der Würdigung des Individualmenschlichen verbunden würde. Denn es handelt sich ja in beiden Fällen um Menschliches, obgleich nicht zu verkennen ist, daß die moderne Anthropologie im spezifischen Sinne unter den gesamten Wissenschaften vom Menschen fortschreitend um ihre theoretische Problemabgrenzung und Begriffsdeutung ringt. Ziegenfuß glaubt zu seiner Sicht auch vom Wesen des Individualmenschlichen her berechtigt zu sein, weil insbesondere im Genossenschaftswesen „die persönliche Tatkraft und der Wille zur Zusammenarbeit als schöpferische Faktoren im neuzeitlichen Wirtschaftsleben der breiten Massen“ und „Idee und Leistung“ von „einzelnen Persönlichkeiten“ zur Geltung gekommen seien (S. 9). Das ist mit fachgemäßem Blick und Verständnis herausgehoben. Es wird dabei allerdings nicht bewußt auf die allgemeinen, tiefer liegenden Charakterzüge im Menschen zurückgegriffen, wenn auch eine solche Erklärungsmöglichkeit hier und da in der Darstellung sich andeutet. Die gesamte Abhandlung soll, wie es gleichfalls S. 9 heißt, eine Einführung in die Soziologie des Genossenschaftswesens geben.

Die der Einleitung folgenden beiden Kapitel, die das allgemein sozialtheoretisch gehaltene Schlußkapitel der Gesamtabhandlung

empirisch vorbereiten und historisch unterbauen, vermitteln in lebendiger Sprache noch einmal ein gedrängtes Bild von dem Wirken der bekannten Wegbereiter und Begründer der Genossenschaftsidee und -organisation. Diese auch mit eigenen grundsätzlichen Bemerkungen durchflochtenen Schilderungen sind illustrativ mit typischen Zitaten belegt.

Im ersten Kapitel werden – gleichsam als ideelle und praktische Vorversuche – die genossenschaftlichen Bestrebungen eines Robert Owen und Ferdinand Lassalle aufgezeigt. Trotz der gekennzeichneten menschlich-persönlichen und politisch-sozialen Unterschiede, die die beiden Repräsentanten der frühgenossenschaftlichen Bewegung in ihrem Leben aufwiesen, sollte jedoch auch das ihnen Gemeinsame, soweit es bedeutsam ist, gesehen und gewürdigt werden; z. B. erstrebte auch Lassalle, wie Owen, eine „geistige Hebung“ der Arbeiterschaft, man denke vor allem an seine sittliche Idee des Arbeiterstandes, der Wissenschaft und des Staates. Gewiß ist dem redegänzenden Lassalle, selbst in den eigenen Reihen, Eitelkeit nachgesagt worden. Doch auch gegenüber dem opferungsvollen Owen hat man, so auch Herkner, von Selbstgefälligkeit gesprochen. Es kommt natürlich auf das Maß, die Ursache und die Auswirkung derartiger Eigenheiten an. Abgesehen davon machen aber die Ausführungen bei Ziegenfuß erkennbar, daß Owen von der genossenschaftlich-pädagogischen Seite her die gesellschaftliche Organisation, Lassalle von der genossenschaftlich-politischen Seite her die geistige Verfassung beeinflussen wollte. Beiden war jedoch gemeinsam der Gedanke der zu schaffenden produktiven Assoziation. Die Lassallesche Idee des herbeizuführenden individuellen „Arbeitseigentums“ und vom bestehenden nichtindividuellen „Kapitaleigentum“ ist sicher, wie Ziegenfuß (S. 20 f.) nachzuweisen versucht, keine widerspruchsfreie. Nur wäre neben anderem zu bemerken, daß Lassalle die Frage jenes Arbeitseigentums entscheidend von der produktiven Entstehung, die jenes Kapitaleigentum entscheidend von der marktmäßigen Verteilung gesehen aufwirft. Und obzwar, ungeachtet der Lassalleschen Absicht, die Bedeutung des Staatskredits für das Genossenschaftsleben keinesfalls überspannt oder zur Norm zu werden braucht, so läßt sich diese doch, wenigstens als Hilfsmittel, schwer restlos negieren, wie es sich tendenziell bei Ziegenfuß ausdrückt. Es kommt letztlich hier auch auf den Gehalt des Staatsgedankens an. Soweit (insbes. S. 23) auf den marktbeherrschenden Charakter der durch Lassalle propagierten, nach ganzen Produktionszweigen gegliederten Assoziationen hingewiesen wird, so hat das durchaus auch besonderen wirtschaftstheoretischen, speziell preistheoretischen Wert.

Das zweite Kapitel läßt – nach der Erörterung des denkwürdigen Beispiels der Pioniere von Rochdale – als namhafte Vertreter der sich entfaltenden Genossenschaftsbewegung in den Gesichtskreis treten: Victor Aimé Huber, Hermann Schultze-Delitzsch und Friedrich Wilhelm Raiffeisen, wobei ebenfalls versucht wird, den jeweiligen Schwerpunkt der Bestrebungen sichtbar werden zu lassen. Auch da vermögen

die vorangestellten kurzen Lebensbeschreibungen manches aus dem gesellschaftlichen Wirken jener Männer einleuchtender zu machen. Es hätte aber in diesem Kapitel, wie in dem ersten, trotz seiner ebenso vorwiegend deskriptiven Natur durchgängig mit Sperrdruck gearbeitet werden müssen, um die Kerngedanken, die zu dem aus den historisch-empirischen Betrachtungen abgeleiteten, vorherrschend theoretisch entwickelten Kapitel hinführen sollen, für den weniger vertrauten Leser nicht verblassen zu lassen.

Mit dem letzten Kapitel wird nun eine besondere „Soziologie der Genossenschaft“ vorgetragen. Nachdem, als Widerlegung der Versuche von realitätsfernen Einzelgedanken oder Gedankensystemen, die Funktionsmängel der Idee „an und für sich“ gegenüber dem in den „Wesensanlagen“ der Menschen und in deren „Daseinsbedingungen“ verhafteten Einzel- und Zusammenleben nachdrücklich betont worden sind (S. 99), wird die Frage des Erkenntnis- und Gestaltungsweges „vom Geistigen her“ (S. 100 f.), obwohl nicht immer in überzeugenden Wendungen, dahingehend entschieden, daß die Genossenschaft als „soziale Gestalt“ sowohl ein „ideelles“ als auch ein „materielles“ Gebilde sei. Es geht daraus vor allem nicht genug hervor, inwieweit die Genossenschaft ideell und materiell das eine Mal bedingt, das andere Mal ausgerichtet ist. Klarer erscheint jedoch in diesem sozialtheoretischen Blickfeld die Genossenschaft in ihren gedanklichen Ordnungsnormen und als konkreter Ordnungsaufbau (S. 119 f.). Die Darlegungen, die eine Unterscheidung von „genossenschaftlicher Wirtschaftsform“, „kooperativer Wirtschaftsordnung“ und „sozialistischer Wirtschaftsverfassung“ vornehmen, sind geeignet, zur soziologischen Erklärung der genossenschaftlichen Stellung und Funktion beizutragen. Eine deutlichere Abstufung von der freiheitlichen persönlichen bis zur herrschaftlichen sozialen Kooperation würden aber für die Klärung der Genossenschaftstypen von Nutzen gewesen sein. Die sich daran anschließenden vielseitigen Überlegungen, die der wirtschaftlichen Bedarfsseite mehr Augenmerk zuwenden (S. 122 f.), bemühen sich, den notwendig beschränkten Wirkungskreis der Genossenschaft zu begründen. Es heißt insbesondere, daß diese „vielleicht soziologisch, aber nicht ökonomisch das Prinzip der gesamten Wirtschaftsverfassung“ abzugeben vermag (S. 125). Bei Ziegenfuß erscheint die Genossenschaft in einer mehrseitigen Mittlerstellung innerhalb des Wirtschaftslebens (S. 126 f.). Mit seiner Betrachtung auch aus dem individualmenschlichen (und seelisch-geistigen) Leben heraus gelangt er dazu, die Entstehung und Existenz der genossenschaftlichen Wirtschaftsform im wesentlichen auf die freie persönliche Entschluß- und Gestaltungskraft zurückzuführen. Dieser Gesichtspunkt verbindet sich mit dem sozialmenschlichen in der gesellschaftlichen Kooperation zur gemeinsamen Bedarfsdeckung. Die genossenschaftliche Wirtschaftsform verkörpert hiernach, so ist zu schließen, ein Idealmodell in dem Sinne, daß in ihr das Geistige und Materielle sowie das Ökonomische und Soziale sich am reinsten und in bester Synthese ausprägen. Wenn aber dem Ge-

nossenschaftsgedanken und der Genossenschaftsorganisation die von Ziegenfuß hervorgehobene außergewöhnliche Erziehungskraft eigen ist, dann müßten diese doch von sich aus eine größere Ausbreitung entfalten. Dem steht aber, was ausdrücklich hätte ausgeführt werden müssen, entgegen, daß die geistig-abstrakteren Systeme eine stärkere Gewalt und einen zwingenderen Einfluß ausgestrahlt haben. Zwar wird die von Ziegenfuß begrenzte Wirksamkeit der Genossenschaft weit hinausgeschoben, sofern er die Möglichkeit eines umfassenderen Genossenschaftssozialismus nicht ausschließt. Jedoch entsteht die Frage, ob das Wesen der Genossenschaft in der modernen Zeit nicht Wandlungen unterworfen ist oder ob es überhaupt schon vollkommen entwickelt war. Eine eingehende Auseinandersetzung mit Gelehrten über das Prinzip der genossenschaftlichen Kooperation, in Anschluß an Gide etwa mit Sombart, wäre in diesem Zusammenhange für eine Soziologie der Genossenschaft erwünscht gewesen.

Die besprochene Darstellung, der am Ende einiges Zahlenmaterial und ein Verzeichnis ausgewählter Schriften beigegeben sind und die über das Sozialwissenschaftliche hinaus an das Geisteswissenschaftliche heranreicht, das Objektiv-Soziale mit dem Subjektiv-Sozialen verknüpfend, kann als eine aufschlußreiche Fortführung und Ergänzung der wissenschaftlichen Untersuchungen über das System der Genossenschaften angesprochen werden. Sie schließt sich zudem an vielleicht vergessene frühere Versuche — etwa G. v. Schmollers und August Onckens — an, sozialwirtschaftliche Erscheinungen und Vorgänge auch aus dem Wirken bestimmter Persönlichkeiten heraus zu erkennen und zu verstehen, ohne die generelle Gesamtsituation in ihrer Bedeutung aus dem Auge zu verlieren.

Hermann Mönch-Berlin

Fritz Terhalle: *Die Finanzwirtschaft des Staates und der Gemeinden.* Eine Einführung in die Staatsfinanzwirtschaft. Verlag Duncker & Humblot, Berlin 1948. XII, 318 S.

Diese „Einführung“ ist nicht ein bloßer Auszug aus des Verfassers größerem, rühmlichst bekanntem Lehrbuch „Finanzwissenschaft“, sondern sie verwertet die seit dessen Erscheinen erreichten Fortschritte in der Theorie zusammen mit den neueren Ergebnissen und Erfahrungen der Praxis zu einer selbständigen und in sich geschlossenen Darstellung der bewegenden Kräfte der heutigen gebietskörperschaftlichen Finanzwirtschaft. Aber unverändert geblieben ist die Auffassung und Betrachtungsweise des Verfassers, der die öffentlichen Finanzen immer als integrierenden Bestandteil der Gesamtwirtschaft sieht und sich um die Klarstellung der sich hieraus ergebenden Zusammenhänge besonders bemüht. Diese Blickrichtung tritt in seiner neuesten Veröffentlichung noch deutlicher und vordringlicher in Erscheinung als früher und hat ihn zu einer Fortbildung der Theorie auf wichtigen Teilgebieten geführt. In dieser Hinsicht ist der Versuch einer Systematisierung der gebietskörperschaftlichen Ausgaben nach ihren art- und zweckbedingten Wirkungen hervorzuheben, vor allem aber die geist-

volle Darstellung der volkswirtschaftlichen Ausstrahlungen des Steuerwesens. Die Fülle der hier gegebenen Beziehungen, Einflüsse und Möglichkeiten ist mit gedanklicher Schärfe erfaßt, die volkswirtschaftliche Erheblichkeit der steuerlichen Belastung im negativen und positiven Sinne wird nach allen Richtungen eingehend untersucht.

Besondere Beachtung widmet der Verfasser der Besteuerung als einem Mittel struktur- und konjunkturpolitischer Gestaltung, den Zielen einer „produktivistischen“ Steuerpolitik, die in der Gegenwart auf der Grundlage der Vorstellungen von einer gelenkten Wirtschaft fast überall, wenn auch mit gradweisen Unterschieden, wachsende Bedeutung gewonnen hat. Daß allein schon diese Tatsache die Wissenschaft zu einer kritischen Erörterung der Leistungsfähigkeit und Reichweite der hierfür verwendbaren Methodik und Technik zwingt, ist selbstverständlich, und Terhalle liefert dazu einen wertvollen Beitrag. Er ist geneigt, der wirtschaftspolitischen Zwecksetzung im Steuerwesen einen weitgesteckten Wirkungsbereich einzuräumen und die Chancen des Erfolges hoch einzuschätzen. Aber die Steuer ist ein mehr oder weniger roher und ein wesensfremder Eingriff in die Verkehrswirtschaft, dessen Folgen wegen der Fraglichkeit der Überwälzungsvorgänge, der Abhängigkeit von den nach Zeit und Umständen und individuell verschiedenen Reaktionen der Belasteten mit einem starken Unsicherheitsmoment behaftet sind. Die „Nebenzwecke“ in der Besteuerung haben meist auch die unangenehme Eigenschaft, daß sie zu den eigentlich finanzwirtschaftlichen Aufgaben in Widerspruch stehen, insbesondere zu dem Erfordernis subjektiver Gerechtigkeit. Der Verfasser selbst nennt in der Titelüberschrift eines Abschnittes „Steuerpolitische Gerechtigkeit die fundamentale politische Forderung“. Sie mag gleichwohl einmal hinter andere Gesichtspunkte von allgemein bejahter überragender Wichtigkeit zurücktreten, die auf das Individuum bezogene Gerechtigkeit von einer objektiven sozialen Gerechtigkeit abgelöst werden. Aber der Entschluß dazu darf nicht leicht fallen, immer handelt es sich um eine politische Entscheidung, die Verantwortung dafür kann dem Gesetzgeber nicht von der Wissenschaft abgenommen werden. Diese wird vielmehr veranlaßt sein, die Notwendigkeit des „*sum cuique*“ in der Besteuerung um so stärker zu betonen, als die nichtfiskalischen Zwecke, mit denen man sich vielfach darüber hinweggesetzt hat, mitunter sehr unerheblich oder sehr fragwürdig waren und nicht einmal immer die Bewährung des Erfolges für sich hatten. Unbestrittener ist der Nutzen, der aus der systematischen Analyse der Steuerwirkungen erwächst, wo sie dazu dient und darauf gerichtet ist, ökonomische Störungen, die mit der Auferlegung der Abgabe selbst verbunden sein können, zu verhindern und die Besteuerung dem Zuschnitt und der jeweiligen Lage der Volkswirtschaft anzupassen, damit die durch den Zusammenprall so heterogener Kräfte entstehenden Reibungen auf ein Mindestmaß beschränkt bleiben. Dafür gibt der Verfasser des Buches zahlreiche durchdachte Hinweise, auch hier setzt er der Steuerpolitik hochgespannte Ziele, so, wenn er die Frage aufwirft,

„ob nicht mit jeder irgendwie gegebenen Umkehrung der Versorgungs-
verhältnisse . . . die Aufgabe einer Revision der Besteuerungsmethoden
gegeben sein kann, ob also gegebenenfalls nicht aus einem (unmittel-
baren) fiskalischen Bedürfnis, sondern aus der volkswirtschaftlichen
Situation heraus eine Steuerreform fällig wird“. Mag man darin viel-
leicht eine utopische Übersteigerung der Ansprüche erblicken, die an
die Besteuerung und an die Finanzverwaltung gestellt werden können,
mag man aus guten Gründen der Meinung sein, daß unser sicheres
Wissen um die Zusammenhänge für solche Experimente nicht ausreicht
– Terhalle selbst spricht von einer „Zukunftsmusik“, die es aber gut
sein werde zu studieren –, so zeigt doch die Problemstellung, deren
Ausgangspunkte richtig erfaßt sind, das hohe Niveau, auf dem hier
Finanzwissenschaft getrieben wird. Das gilt auch für die übrigen Ab-
schnitte, gilt für das Ganze dieses wesentlichen, einen Reichtum von
Erkenntnissen, Ideen und Anregungen auf knappem Raum zusammen-
fassenden Buches. Es ist weit mehr, als man gemeinhin von einer „Ein-
führung“ erwartet, es bietet nicht nur einen ersten Überblick über
das gesamte Stoffgebiet, sondern es dringt auch in das Neuland um-
strittener Problematik vor und schürft in der Tiefe.

Hermann Deite-Berlin